

caldi“ (287), auf Deutsch so: „Jetzt schickt der König Soldaten los, und die erwischen sie brühwarm“ (127). In allen sieben Märchen aus der Imbriani-Sammlung läßt uns der Übersetzer den individuellen Sprachduktus, die Nähe zur Mündlichkeit spüren: „Aber um noch mal einen Schritt zurückzugehen“, sie „legen dir schnell, schnell an seine Stelle ein Äffchen“, „Herrjemine“ (für „Oh birbante“), „lassen wir die und kommen wir zu [...]“, „Wenn wir halbe-halbe machen“, „Als er ein Stück Weges gegangen ist, was heißt da Stück! Also: ein großes Stück“ (diese Beispiele stellvertretend für viele andere aus num. 17: *Das sprechende Vöglein*). Stillschweigend und durchaus logisch korrigiert Schenda die zweite Zahlenangabe, wenn in der Vorlage einmal von 23 Uhr [sic], dann aber von 24 Uhr die Rede ist (ebenfalls in num. 17, im Original 81 und 92).

Imbriani's mündliche Texttreue gefällt und entspricht dem Übersetzer deutlich mehr als die gewundene Umständlichkeit seiner frühen Autoren oder der einheitlich-literarische Stil des studierten Gherardo Nerucci (1828–1906), doch trifft er auch in den übrigen Texten meist sehr präzise und anschaulich den der Vorlage entsprechenden Ton. Und sein Buch bietet wahrlich ein breites Spektrum an Stilen und Tönen! Apropos: am Ende der Sammlung dürfen wir drei toskanische Erzählerinnen des 20. Jahrhunderts im Originalton geradezu hören, wenn sie „dingens“, auch mal, „nee“, den Faden, „ja?“ verloren haben. Last not least sei lobend erwähnt, daß Schenda, wie jeder bewußte Übersetzer, nicht „glättet“, wenn die Erzähler oder Erzählerinnen (die er, so noch faßbar, im Anmerkungsstil nennt) zwischen Präsens und Präteritum hin- und herspringen. Fazit: diese großartige Übersetzungsleistung macht wirklich neugierig auf seinen nächsten Kraftakt, die angekündigte neue Übertragung des *Pentamerone* von Giambattista Basile (cf. *Fabula* 39 [1998] 219–242).

Im Hinblick auf eine wünschenswerte Neuauflage seien abschließend drei kleine kritische Beobachtungen erlaubt. Bei num. 29: *Die Puppe* (AaTh 571 C) fehlt ein Hinweis auf Ludwig Bechsteins populäre Variante *Das Dukaten-Ängel*. Bei num. 35: *Die Mutter Oliva* (AaTh 706) wäre man dankbar um eine Erklärung, warum der Heldin beide Hände gleich zweimal abgeschnitten werden (Kontamination? Vergeßlichkeit der Erzählerin?). Etwas verwirrend bei num. 49: *Die hundert Hasen* (AaTh 851) ist es, wenn im Text der schwerhörige Giuseppe die Erzählerin Maria unterbricht, im Anmerkungsstil aber ihr Mann als Giovanni, genannt il Sordo (der Taube), vorgestellt wird.

Ein großer Wurf, diese *Märchen aus der Toskana*

Gebenstorf

Barbara Gobrecht

Schmidt-Knaebel, Susanne: Textlinguistik der Einfachen Form. Die Abgrenzung von Märchen, Sage und Legende zur literarischen Kunstform der Novelle. Frankfurt a. M. u. a.: Lang 1999. 231 p.

Das, was dem Titel nach eine Monographie zum angekündigten Thema (und nicht unbedingt nur zu deutschen Texten der Romantik) erwarten läßt, erweist

sich als Sammlung von sechs aufeinander abgestimmten Aufsätzen, die durch ein einleitendes Vorwort (p. 5–11) konzeptuell miteinander verbunden werden. Zwei dieser Aufsätze – eine (text-)linguistische Analyse zu den Märchen der Brüder Grimm (13–53) sowie zu den Textanfängen und Titeln der *Thüringer Sagen* Ludwig Bechsteins (55–86) – stellen schon zuvor (1994 bzw. 1995) publizierte, geringfügig überarbeitete Studien dar; die anderen vier sind neu für den Band geschrieben und knüpfen weiterführend an die früheren Publikationen an: Hierbei handelt es sich um (text-)linguistische Untersuchungen zu formalen und inhaltlichen Kennzeichen der Volkslegende in Bechsteins *Deutschem Sagenbuch* (87–121), zum Motiv vom verlorenen Kind in seinen Volkssagen (123–148), zur Wortlänge in frühen und späten Novellen Bechsteins (149–166), sowie zum Gebrauch der Personeneinführung und -bezeichnung in Novelle und Roman bei Bechstein (167–225). Dem Band angefügt sind kurze Inhaltszusammenfassungen dieser sechs Untersuchungen sowie eine chronologische Tabelle zu Roman und Novelle bei Bechstein (226–231, wobei hier im Vergleich zu den Angaben im Inhaltsverzeichnis die Seitenangaben ein wenig durcheinandergehen).

Der Verfasserin geht es – so der Titel des Bandes – um textlinguistische Analysen der Einfachen Formen Märchen, Sage und Legende, mit dem Ziel, diese Textsorten kontrastiv der literarischen Kunstform der Novelle gegenüberzustellen. Mit dem Begriff der Einfachen Formen verweist die Verfasserin auf das Konzept von André Jolles, an dem bereits (der im Band nicht erwähnte) Z. Kanyó (1981, 75) in seiner poetologischen Analyse des Sprichworts als Einfacher Form berechtigterweise kritisierte, daß Jolles mit seiner Zurückführung der konkreten realisierten Einfachen Formen auf bestimmte ‚Geistesbeschäftigungen‘ den für diese Formen charakteristischen sprachlich-poetischen Kode „in den metaphysischen Bereich überführt und einer empirisch-poetologischen Untersuchung unzugänglich“ gemacht habe. Bei seinen Bemühungen, „mit allen Mitteln, die uns Sprachwissenschaft und Literaturwissenschaft an die Hand geben, in Einzelheiten den Weg festzustellen, der von Sprache zu Literatur führt“ (Jolles 1929, 7), war Jolles, wie es V. Klemperer schon 1930 in seiner Rezension der *Einfachen Formen* ausdrückte, zu sehr im Netz einer Konzeption von Sprache als ‚anthropomorpher Gottheit‘ gefangen geblieben, als daß es tatsächlich zu ‚bindender Formbestimmung‘ hätte kommen können – ein Bestreben, in dem Jolles ja gerade Jacob Grimms Gegenüberstellung von Natur- und Kunstpoesie über treffen wollte.

Ohne Frage besteht in diesem Bereich also großer Analysebedarf, so daß der Band schon allein von daher Aufmerksamkeit verdient. Analytischer Dreh- und Angelpunkt ist dabei ein Konzept von ‚Textlinguistik‘, das Schmidt-Knaebel in dem Sinne als interdisziplinär verstanden wissen möchte, als von der sprachwissenschaftlichen Ebene auf die Literaturwissenschaften zugearbeitet werden soll. Dies ist so gemeint, daß als gesichert geltende (deskriptiv-systematische) Ergebnisse und Kategorisierungen einer historisch gewachsenen Textlinguistik in die interpretativ-textorientierte Analyse ausgewählter Märchen, Sagen und Novellen

einfließen sollen, um so im Ergebnis zu einer Typologie poetischer Kurzprosa-
texte zu gelangen (10 sq.).

Bei diesen ‚als gesichert geltenden Ergebnissen‘ bezieht sich die Verfasserin auf die in der Tradition von Weinrich, Harweg, Brinker u. a. stehende deutschsprachige Forschung, so daß konsequenterweise in den konkreten Analysen Fragen nach Tempusgebrauch, Verwendung von Zeitadverbien und Diminutiva, Formen sprachlicher Bilder, Gestaltung der Textanfänge und Textschlüsse, Form der Eigennamen und Titel etc. im Vordergrund stehen. Fragen der textuellen Makrostruktur, die ihren Ausgang in Propps *Morphologie des Zaubermärchens* (1928) nahmen und einen Höhepunkt in den psycholinguistisch motivierten *story grammars* der 70er Jahre fanden, werden ebenso wenig behandelt wie Fragen nach satzübergreifenden, die Textstruktur generierenden bzw. garantierenden Faktoren der Textkohärenz: Unter der Annahme, daß diese Prozesse ohnehin als hinreichend untersucht gelten können, und ohne Diskussion extra-linguistischer (z. B. psychologischer) Ansätze zur Textkohäsion (nicht Textkohärenz), werden sprachliche Textelemente linguistisch analysiert und auf bestimmte Ergebnisse textlinguistischer Forschungen projiziert. Damit haben wir es zwar mit linguistischen Analysen an Texten zu tun, insgesamt aber vielleicht eher mit Textstilistik als mit Textlinguistik. Und hierbei kann die Verfasserin in der Tat mit interessanten Schlußfolgerungen aufwarten, welche die sprachliche Gestalt der jeweiligen Kunstformen im Vergleich zu den Urformen betreffen. Diese können hier nicht vollständig reproduziert werden, es seien deshalb einige von ihnen exemplarisch angeführt: So bildet sich laut Schmidt-Knaebel bei Bechstein z. B. aufgrund der hohen Frequenz lokaler Titlelemente und Textanfänge in seiner Sagensammlung bei ihm recht früh ein eigenständiges Konzept von Volkssage heraus, das sich vom Grimmschen Sagenkonzept deutlich unterscheidet. Weiterhin ergeben sich bei den von der Verfasserin als ‚Volkslegenden‘ und ‚Heiligensagen‘ identifizierten Texten aufgrund formaler und inhaltlicher Kennzeichen wie z. B. niedriger versus hoher Anteil an sogenannten lokalen oder personalen Elementen jeweils textsorten-spezifische Merkmale, die sich auf eine Texttypologie projizieren lassen. Die Untersuchung der Länge des nominalen Vokabulars in vier Sagen-Novellen von Bechstein zeigte, daß eine von ihnen, die früheste, ein deutlich kürzeres Vokabular im Bereich der Substantive und Adjektive benutzt und insofern dem erhaltenen Ausgangstext am nächsten steht. Oder es läßt sich ein Zusammenhang zwischen gewählter Erzählperspektive (auktorial/figurenperspektiviert) und lexematisch/morphematischer Personenbezeichnung herausarbeiten, was Hinweise auf ‚originale‘ und ‚dichterische‘ Natur der jeweiligen Texte bietet. Hier werden also in der Tat mit Hilfe linguistischer (stilistischer) Mittel texttypische Merkmale herausgearbeitet, die Zuordnungen der Texte zu Texttypen (Gattungen) erlauben.

Ein Problem dieser Schlußfolgerungen ist jedoch die Basis, auf der diese Schlußfolgerungen gezogen werden, bzw. die Art und Weise, wie die quantitativen Erhebungen der texttypischen Merkmale berechnet und dann als Ausgangspunkt für gattungstheoretische und literaturhistorische Fragestellungen herangezogen

werden. Die zugrundeliegende Problematik sei hier exemplarisch an einem ausgewählten Beispiel deutlich gemacht.

Die Verfasserin untersucht in einer Analyse (*Der Dichter und der Sagensammler. Textlinguistische Befunde zur Wortlänge in frühen und späten Novellen von Ludwig Bechstein*, 149–166) vier Sagennovellen – zwei frühe Texte (*Der Rabe*, 1835; *Der Sohn der Hexe*, 1839) und zwei späte Texte (*Der Spielmann vom Thüringer Walde*, *Eine Nacht im Spessartwalde*, beide 1853) – im Hinblick auf die Wortlänge der enthaltenen Substantive und Adjektive und setzt die Ergebnisse zur Entstehungszeit der Texte in Beziehung. Sie unterscheidet dabei die einzeln aufscheinenden Substantiv- und Adjektivlexeme (types) von den Belegstellen der jeweiligen Lexeme insgesamt (tokens). Aus diesen types-Analysen leitet sie eine Sonderstellung des *Raben* als frühestem Text (im Resümee auf Seite 228 wird hiervon abweichend 1832 genannt) ab, da dieser Text ein deutlich kürzeres Vokabular als die anderen Texte aufweise – ein Befund, den Schmidt-Knaebel in intertextuellen Bezug zu der erhaltenen Herkunftssage bringt und schlußfolgert, daß dieser Text der Einfachen Form Volkssage deshalb am nächsten stünde.

Mit dem Vorgehen von Schmidt-Knaebel sind eine ganze Reihe von Problemen verbunden, die hier nicht unangesprochen bleiben dürfen: (1) Sie führt einige der erhobenen Rohdaten zu den types an – dies allerdings nicht vollständig, was eine Nachberechnung (oder weiterführende Berechnungen) der Ergebnisse unmöglich macht. (2) Die Rohdaten zu den tokens fehlen völlig. (3) Eine Analyse der types kann ohne Frage wertvolle Ergebnisse zeitigen; sie sagt jedoch einzig und allein etwas über das verwendete ‚Vokabular‘ aus. Aufgabe einer textlinguistischen Untersuchung müßte es jedoch sein, nicht nur das zugrundeliegende Paradigma zu analysieren, sondern auch die (jeweils spezifische?) Form der syntagmatischen Textgestaltung: Wie stellt sich die Wortlänge dar, wenn man auch die Frequenz der verwendeten Einheiten in Betracht zieht, gibt es eventuell interessante Einsichten bei der Berechnung der type-token-ratio und anderes mehr? (4) Seit einigen Jahren verfügen wir über theoretische Annahmen zur Wortlänge (in Texten und Wörterbüchern), ihrer Häufigkeitsverteilung und ihrer Interdependenz mit Einheiten anderer sprachlicher Ebenen (Silbenlänge, Satz- bzw. Teilsatzlänge). Ungeachtet offener Fragen in diesem Bereich scheint mittlerweile gesichert, daß die Häufigkeit von Wörtern einer bestimmten Länge im Text einerseits in gesetzmäßigem Zusammenhang mit der Vorkommenshäufigkeit der Wörter mit anderer Länge in diesem Text steht, andererseits auch als Funktion der Satz- bzw. Teilsatzlänge angesehen werden kann, die ihrerseits von bestimmten (bisher nur unzureichend bekannten) Parametern abhängt. Eine ‚textlinguistische‘ Analyse hätte also über die Häufigkeitsverteilung der Wortlängen im gesamten Text hinausgehend auch und gerade die Wortlänge in bezug zu anderen Elementen (Ebenen) der Textstruktur zu setzen. (5) Die (teilweise) präzentierten Daten zur Häufigkeitsverteilung beruhen (s. o.) auf den erhobenen types. Eine hierauf basierende Untersuchung kann also bestenfalls zu dem Ergebnis kommen, daß das in einem Text verwendete lexikalische Inventar (!) in unterschiedlichem Maße aus ein-, zwei-, etc. -silbigen Wörtern besteht, darf aber keine Schlußfolgerung

darüber erlauben, ob die Texte eine höhere oder niedrigere Tendenz zur Kürze haben (dies kann, muß aber nicht der Fall sein). (5) Selbst wenn man die ausschließliche Ausrichtung an den types akzeptiert, ergeben sich bei Analysen eine Reihe von Problemen, die mit der von der Verfasserin angewandten Methode der Dichotomisierung der Daten („kurze“ vs. „lange“ Wortformen) zusammenhängen. Dies ergab ein vom Rezensenten durchgeführter exemplarischer Vergleich der repräsentierten Daten zu den beiden Texten *Der Rabe* und *Der Sohn der Hexe*. Dabei stellte sich heraus, daß die Schlußfolgerungen der Verfasserin sich im Grunde genommen rechtfertigen lassen, allerdings nicht auf der von ihr vorgenommenen Dichotomisierung der Daten und nicht mittels der von ihr auf dieser Basis vorgenommenen Berechnungen!

Um es zusammenzufassen: Die von Schmidt-Knaebel aufgeworfene Fragestellung ist ohne jeden Zweifel ein Hinweis auf echte Wissenslücken im Spannungsfeld zwischen Sprachwissenschaft, Literaturwissenschaft und Folkloristik. Auch der dabei eingeschlagene Weg der Quantifizierung erscheint durchaus richtig und perspektivenreich – über das Aufstellen eines Richtungsweisers ist die Arbeit dabei allerdings nicht hinausgekommen. Für die vorgelegte ‚textlinguistische‘ Untersuchung der Einfachen Formen Märchen, Sage und Legende gilt insofern, was schon W. Mohr (1956, 321) über die Einfachen Formen selbst sagte, nämlich daß dieses Konzept „bisher doch mehr erregend als klärend“ wirkte.

Graz

Peter Grzybek

Belcher, Stephen: *Epic Traditions of Africa*. Bloomington/Indianapolis: Indiana University Press, 1999. xxii, 276 p.

Einer der produktivsten Irrtümer in der neueren afrikanistischen Oralliteraturforschung ist Ruth Finnegans Fehleinschätzung (in ihrem Buch *Oral Literature in Africa*, Oxford 1970, p. 108–110), daß Afrika keine Epen hervorgebracht hätte. Schon bald traten Legionen von Forschern an, die mit Textausgaben und Stil-, Stoff- und Performanzanalysen das Gegenteil bewiesen. Schwerpunkte dieser Forschung wurden in den letzten 25–30 Jahren unter frankophonen Erzählforschern und in den letzten 5–10 Jahren auch in den USA herausgebildet. Belchers Buch gibt hiervon ausführlich Zeugnis. Seine Leistung ist, die in diesem Forschungszweig publizierten und damit größtenteils zugänglichen Texteditionen und Studien in einem Überblickswerk zusammenzuführen, das Texte mit Inhaltsangaben und den Produktionshintergründen vorstellt und sie kritisch kommentiert. Daten und Erkenntnisse aus eventuellen eigenen Feldforschungen führt der Autor nicht an. Das Buch liest sich insgesamt als brauchbare Einführung, von der die afrikanistische Seminararbeit und allgemeinere Erzählforschung und Komparatistik profitieren kann.

Das Buch ist in neun Kapitel gegliedert. Die kurze Einleitung betont, daß es Belcher auf die inhaltlichen und performativen Gesichtspunkte der Epenproduk-

tion ankommt, während die ästhetischen Dimensionen gesondert darzustellen seien. Kapitel 1 geht auf die Diskussion um ‚das Epos in Afrika‘ ein, wirft definitorische Fragen auf und weist auf durchgängige inhaltliche Dimensionen hin, so z. B. auf genealogische, historiographische und mythische Elemente. Kapitel 2 stellt die Epen Zentralafrikas vor, nämlich der Mongo, Nyanga, Duala und Fang, die nach den Namen ihrer Helden benannt werden: Lianja, Mwindo, Djèki la Njambé; auch der Held Ozidi der in Nigeria ansässigen Ijo wird dieser geographischen Einheit zugeschlagen. Die sonstige Orientierung gilt dem westlichen Sudanraum. Kapitel 3 erörtert die Jägerpreislieder der Mande, aus denen sich nach allgemeinem Forscherkonsens die in dieser Sprachgruppe tradierten Epen entwickelt haben sollen. Die nächsten Kapitel widmen sich den Einzeltraditionen der Soninke, Mande, Bamana, Fula und Songhay-Zarma, deren Geschichtlichkeit jeweils auf die mittelalterlichen Großreiche Westafrikas zurückgeht, wobei in epischen Neuentwicklungen des 19. Jahrhunderts auch der frühe koloniale Widerstand thematisiert wird. Unter den Heldenfiguren ist der Mande-Heros Sunjata der am weitesten bekannte und am besten erforschte, zumal er im heutigen Westsudan zu einer wichtigen Integrationsfigur für die ethnische und überethnische Identität geworden ist, dessen Geschichte und Botschaften auch über die modernen Medien Verbreitung finden (hierzu Austen, R. [ed.]: *In Search of Sunjata. The Mande Epic as History, Literature and Performance*. Bloomington 1999). Ungeklärt ist die Aktualität der vor 40–50 Jahren aufgezeichneten zentralafrikanischen Epen. So dürfte das Mwindo-Epos wohl spätestens in den katastrophalen kongolesisch-rwandischen Bürgerkriegswirren der letzten Jahre ausgestorben sein, wobei die Frage der fragmentarischen und modifizierten Weiterüberlieferung noch offen bleibt. Den Schlußteil von Belchers Buch bilden eine kurze Zusammenfassung, ein Appendix mit Angaben zu den wichtigsten Epentexteditionen, ein Glossar, Anmerkungen, ein umfangreiches Literaturverzeichnis, das Richtlinie für die weitere Forschung sein kann, sowie ein Namen- und Sachindex.

Belchers Kommentare sind eine Bereicherung für die Diskussion eines jeden einzelnen Epos. Unter Heranziehung kultureller, historischer und quellenkritischer Daten bietet er hier einige neue Teilinterpretationen. Aufgezeigt werden immer wieder auch Forschungsdesiderata, so z. B. die Frage der Adaption islamischer Inhalte oder die vielfach zensierte, gelegentlich aber auch deutlich ausgedrückte erotische Komponente der Epen. Von besonderer Bedeutung ist die immer wieder von Belcher hergestellte Beziehung zwischen Epos, Märchen der okkulten „lore of the hunter“ (64). Hier operiert er wiederholt mit den Begriffen ‚tale type‘ und ‚motif‘, ohne die folkloristische Nomenklatur zu verwenden, zumal er bedauern muß, daß Typen- und Motivindizes für Afrika fehlen (xx). Die von Klipple, Clarke, Arewa, Lambrecht, Haring, Schmidt, Bascom und der französischen Afrika-Erzählforschung hergestellten Spezialindizes und Motivstudien werden von ihm an keiner Stelle genannt. Könnten sie hier nicht dienlich sein? Über die bisher an die Indizes gebundene Diffusionsproblematik hinaus – die vereinzelte auch bei Belcher anklingt – könnte die Problematik der Intertextualität der Herstellung von Typen- und Motivindizes auch hinsichtlich der entstehenden